

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 83 (1963)

Artikel: Erlebnisse des Zürchers Albert Mousson während des Sezessionskrieges
Autor: Mousson, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebnisse des Zürchers Albert Mousson während des Sezessionskrieges

1861, vor hundert Jahren, brach in den Vereinigten Staaten der Sezessionskrieg zwischen den Sklavenstaaten des Südens und den Sklavengegnerstaaten des Nordens aus. Dieser Krieg war bekanntlich für die Geschichte der Vereinigten Staaten von entscheidender Bedeutung, und seine Folgen sind bis heute nicht ganz überwunden.

Dem Charakter des Zürcher Taschenbuches entsprechend soll aus einem lokalgeschichtlichen Aspekt, aus dem Tagebuch eines Zürchers, der am Kriege teilnahm, an dieses Ereignis erinnert werden.

Albert (Johann David Albrecht) Mousson (1830–1875) war der älteste Sohn des Zürcher Bürgermeisters Heinrich Mousson – von Wyss. In jungen Jahren kam er, wie die Familientradition berichtet, in Italien wegen irgendwelcher Jugendstreiche in Schwierigkeiten, musste nach Hause geholt werden und wurde dann, wie es damals in solchen Fällen üblich war, nach Amerika geschickt. Den gemütvollen Mann, der eine gute Feder führte, schlug es in Nordamerika weit herum. Bald war er als Jäger, bald als reitender Apotheker, als Soldat im Sezessionskrieg auf beiden Fronten und schliesslich als Kaufmann tätig. 1871 heiratete er eine Amerikanerin und starb schon vier Jahre später unter Hinterlassung von zwei Söhnen. Seine Nachkommen leben heute noch in den Vereinigten Staaten.

Die beiden einzigen Zeugnisse, die sich in Zürich von ihm erhalten haben, sind ein Brief an seinen Bruder Heinrich vom 3. März 1858 und die umfangreiche Darstellung seiner Erlebnisse im Sezessionskrieg. Den Brief von 1858 schrieb er voller Heimweh am nächtlichen Wachtfeuer in der Prärie. Er berichtet darin, dass er tagsüber reitet und jagt oder Pillen und Mixturen herstellt. Er erlebte eine Pantherjagd und ein Indianerscharmützel, in dem er sein Pferd durch einen Pfeilschuss verlor. Nachts aber träumte er von Zürich und Italien und

machte Verse. Er sehnte sich nach dem guten Essen zuhause, hatte eine Abneigung gegen die Engländer und schwärmte für deutsches Wesen mit Ausnahme der Preussen. Ja, wenn die Schweiz nochmals in Gefahr geriete, von den Preussen angegriffen zu werden, wie 1856, würde er, wie er schrieb, zurückkommen und Militärdienst leisten.

Das Heimweh spricht aus dem rührenden Gedicht:

Mögen auch die klugen Köpfe es als Narrenwunsch verdammen,
Spielend möcht ich wieder liegen in dem Schoosse meiner Ammen.
Möcht die lieben Märchen hören von den Seen, den wunderbaren,
Von den Hexen, die auf Besen rauschend durch die Lüfte fahren.
Möcht auf Wiesen und auf Feldern mit den Schmetterlingen gaukeln,
Mit Marie, dem kleinen Bäschen, jubelnd auf dem Schwingbrett
schaukeln,
Nach der Stadt in einer Kutsche mit Grossvater mächlich reiten
Und mich auf die Bernerwecken mäulchenschmunzelnd vorbereiten.
In der grossen Brunnengasse möcht ich hinter Rätsel raten,
Während in dem Kachelofen schmorend meine Äpfel braten.
Auf dem Markte möcht ich schlingeln, möchte mich zur Bude drücken,
Wo die gelben Wachsfiguren ernsthaft mit den Köpfen nicken.
Möchte auf dem Kinderballe als Kosak herumspazieren
Und das Markentendermädchen wiederum zu Tische führen.
Möcht zuletzt vor allen Dingen, meine Mutter sollt es wissen,
Wie in alten Kindestagen liebend auf den Mund sie küssen.

*

Im folgenden geben wir einige Auszüge aus seinem Kriegstagebuch.

Wie jeder weiss, war die Sklaverei eine von den Vereinigten Staaten erlaubte und durch Gesetze geschützte Institution. Die Abschaffung derselben in den Nordstaaten war nicht so sehr eine Folge erwachten Gerechtigkeitsgefühls als äusserer Interessen. Die weisse Einwanderung führte dem Lande jährlich so viel neue Arbeitskräfte zu, dass Sklavenarbeit nach und nach überflüssig werden musste. Das freie Arbeitssystem des Nordens und die Sklavenwirtschaft der Baumwollen- und Zuckerstaaten hatten sich für manche Jahre leidlich miteinander vertragen; als aber neue Territorien (wie Kansas und Nebraska) den Vereinigten Staaten einverleibt werden sollten, kam die Frage zur Tagesordnung, ob Sklaverei in denselben geduldet und eingeführt werden solle? Dagegen stemmte sich der freiheitsliebende Geist der Republikaner. Ein Teil der nördlichen Demokraten ver-

einigte sich mit den ersteren und formierte so eine bis dato unbekannte, aller Sklaverei gefährliche Opposition.

Das blutige Drama, welches wenige Jahre später den Süden in ein grosses Schlachtfeld verwandeln sollte, wurde in Kansas eröffnet. Die nördlichen Einwanderer widersetzten sich, mit den Waffen in der Hand, den Sklavenhaltern, die sich dort ansiedeln wollten. Die Regierung musste das Territorium mit Truppen besetzen; eine Art fauler Friede kam zustand, der jedoch für die Zukunft nichts Gutes verhieß.

Die Präsidentenwahl des Jahres 1860 fiel zugunsten der Republikaner aus, da die rabiaten Südländer es nicht übers Herz bringen konnten, für einen nördlichen Demokraten zu stimmen, sondern lieber ihren eigenen Kandidaten, unter dem Titel eines Süddemokraten unterstützten, obgleich es sehr leicht vorauszusehen war, dass es nie gelingen würde, Herrn Breckenridge auf den Thron zu bringen. — Abraham Lincoln wurde vom Norden mit unbegrenztem Jubel, vom Süden aber mit giftigen Worten und Wut im Herzen begrüßt. Derselbe trat in die Stelle des macht-, tat- und ratlosen Buchanans, der unterdessen die Lossagung Südkarolinas vom Vereinigtenstaatenbunde mitangesehen hatte, und es sogar geschehen liess, dass die kleine aber mutige Garnison von Fort Sumter mit dem übermütigen Beauregard kapitulieren musste.

Wie es geschah, dass ein Südstaat nach dem andern dem Beispiele Südkarolinas folgte und dann die sogenannte Konföderation zu Stande kam, wäre zu weitläufig hier zu erörtern; ich will nur bemerken, dass diese Lostrennungen in den meisten Staaten durch Konventionen bewerkstelligt wurden, da die Führer eine allgemeine Abstimmung der Bürger fürchteten und es viel bequemer fanden, auf ihre eigene Faust hin von Uncle Sam Abschied zu nehmen. Es wurde jedoch nicht vergessen, Arsenale und anderes, den Vereinigten Staaten gehöriges Gut vogelfrei zu erklären, oder mit anderen Worten, von vorneherein die Stirne der konföderierten Göttin mit dem Siegel des Betrugs und Diebstahls zu stempeln.

Meine Geschichte beginnt zwischen vier Mauern, der Ort Nashville im Staate Tennessee, die Zeit der Monat April des Jahres 1861. Die obgesagten Mauern sind ungetüncht, das einzige Fenster vergittert, und an dem mit Eisen beschlagenen Tor baumelt ein schweres Vorhängeschloss. Der Leser wird erraten haben, wo er sich befindet.

Es war aber weder Totschlag noch ein anderes Kriminalverbrechen, welches mich ins Gefängnis gebracht hatte, sondern lediglich mein Maul, welches plapperte, wenn's hätte still sein sollen; ich war eine

Art politischer Gefangener untergeordneten Ranges. Die zehn Tage, welche ich in diesem Loche zubrachte, boten nichts Erzählenswertes, es sei denn, dass Langeweile und Ungeziefer, so man «Läuse» nennt, mich bald aufgefressen hätten. Der einzige Ausweg, längerer Gefängnishaft auszuweichen, bestand darin, für das neue Regiment von Jefferson Davis und Co. zu voluntieren. Ich entschloss mich dazu ohne viel Nachdenken, denn wer einmal an einem solchen Hungertuch genagt hat, wird wohl verstehen, dass ich nicht diffizil in der Auswahl eines neuen Koches war. Den gleichen Tag, an welchem ich die düstern Mauern des Jail (Gefängnis) verliess, wurde ich Soldat, mit dem festen Vorsatz jedoch, sobald wie möglich auszureissen, um mich wiederum in die liebenden Arme Uncle Sams zu werfen.

Die Milizkompagnie (German Jagers) zu der ich früher gehörte, hatte während meines Festsitzens dem Gouverneur von Tennessee ihre Dienste angeboten, welcher auch so gefällig war, dieselbe alsbald ins Feld zu schicken. Es war mein Glück, dass ich nicht mit dieser unglücklichen Bande von Deutschen ins Feld zog, da ich nachher hörte, dass dieselben bei Fort Henri und Donaldson gänzlich aufgerieben worden waren.

Der Rekrutierungsoffizier, ein ci-devant Weinhändler und entfernter Verwandter des Rebellengeneral Dick Taylor, ernannte mich, meines Abschieds halber, der meine früheren Dienste unter dem nunmehrigen Feinde nachwies, zum Rekrutierungssergeanten – eine verhältnismässig ganz angenehme Stellung, da sie mich für zwei Monate vom Kriegsschauplatze fernhielt und ich ein gutes Bett hatte –, Luxusartikel, die man zu Haus lässt, sobald's ins Feld geht. Wir hatten unser Bureau in Cedar Street, einer der Hauptstrassen der Stadt; eine grosse konföderierte Fahne wehte von unseren Fenstern. Da stand ich Tag für Tag in meiner grauen Uniform und umgegürtetem Schleppsäbel unter der Türe des Lokals und diente als Lockvogel, unglücklicher Irländer, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als für zehn Dollar Handgeld und Bezahlung en espérance sich für drei Jahre dem neugebackenen Vaterlande zu weihen. Diese Kerls wurden bei verschiedenen Wirten vierter und fünfter Klasse untergebracht und solange gepflegt und gefüttert, bis wir ein Stück 30 beisammen hatten, worauf sie per Eisenbahn nach Memphis, unserm Hauptdepot spediert wurden. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich das angenehme Geschäft, als Oberaufpasser mitzureisen. – Der Himmel behüte mich vor solchen Fahrten! Diese Menschen betranken sich regelmässig auf jeder Station; ich war einstmals sogar gezwungen, die Passagiere in

Anspruch zu nehmen, um die Sippschaft in einen Viehwagen zu sperren, wo sie ungestört ihr Mütchen abkühlen konnten.

Meine Abende in Nashville verbrachte ich ganz gemütlich im Hause der Witwe, bei welcher ich auf Staatskosten Logis hatte. Ein Conclave junger und alter Damen kam abendlich zusammen, löblich damit beschäftigt, für die Regierung Tennessee's Soldatenhosen anzufertigen, ein Artikel, der anfänglich sehr gesucht war, späterhin machte man sich nichts mehr daraus, wenn ein halbes Hosenbein fehlte, oder man die Knöpfe mit der Brille suchen musste. Diese Damen waren für den Süden hochbegeistert und wehe dem, der es gewagt hätte, die geringste ihrer Meinungen zu bekritteln. Erfahrung hatte mich gescheit gemacht; Stille galt für Bescheidenheit. – Als die Abschiedsstunde kam, wurde es zur Tragödie, und ich erinnere mich ganz deutlich, dass mehrere Tränen der Madam Higgins über die Backen rannen und dass fliegende Nastücher mich bis an die Strassenecke begleiteten, hinter welcher ich für immer den zarten Blicken dieser Patriotinnen entschwand.

Während dieser Zeit war der Krieg allen Ernstes ausgebrochen. Auch in Nashville hatte der martialische, oder vielmehr fanatische Kriegsgeist alle Herzen ergriffen. Bei einem Volksfest, das Ende April gefeiert wurde, wurde an allen Strassenecken Sezession gepredigt. Die Bürgerwehren und Volontärkompagnien zogen beim Jubel Tausender durch die Strassen; in Weiss gekleidete Damen schmückten Balkone und Fenster und es wehten kleine konföderierte Fahnen den defilierenden Kriegern entgegen; das disloyale Element hatte gross und klein berauscht und nur wenige Köpfe blieben nüchtern genug, unter der schönen Maske das Totengesicht zu erkennen. Man munkelte von mehreren Siegen, die in Virginien bereits errungen worden waren. Als ich Nashville verliess, war die Konföderation in floribus, Waffen im Überfluss und eine Anerkennung von Seite Englands und Frankreichs vorausgesagt.

Die Leute im Norden waren erst halb erwacht und schienen die Gefährlichkeit der Situation nicht anerkennen zu wollen. So sehr der Süden seine Kräfte überschätzte, ebensosehr wurden dieselben vom Norden unterschätzt. Die ersten Siege der Konföderierten waren ein Glück für den Norden, denn er lernte dadurch die Stärke seines Feindes richtig würdigen.

Den 20. Mai schlossen wir unser Rekrutierungsbureau und ich wurde nach Baton Rouge, der Hauptstadt Louisianas beordert, um einer neu zu errichtenden Feldbatterie einverleibt zu werden.

Auf der Fahrt von Nashville nach Memphis hatte man das amerikanische Pech, dass der Eisenbahnzug bei finsterner Nacht mitten in einem Walde Alabamas aus den Schienen wich. Wir waren gezwungen, mehrere Stunden auf einen Hilfszug von Tuscumbia zu warten. Um dem Unglück die Krone aufzusetzen, war in letzterem Städtchen weder für Geld noch für gute Worte ein Frühstück zu bekommen, da die Vaterlandsverteidiger im benachbarten Lager alle Lebensmittel bereits verspeist hatten. Es gelang mir, nach manchen Rippenstössen in den Barroom (Schenkstube) des einzigen Hotels zu dringen, wo ich in Ermangelung von etwas Besserem ein Glas Whisky herunterwürgte. Eine buntere Gesellschaft als sich hier vorfand, trifft man so leicht nicht anderswo. Jeder d'après son gout; von regelmässiger Uniformierung war keine Rede. Die Soldaten unterschieden sich bloss dadurch vom Zivilisten, dass ihre baumwollenen Alltagskleider mit allen möglichen grellfarbigen Schnüren und Aufschlägen versehen waren. Die Offiziere, meistens junge Pflanzer oder andere weisse Leute, trugen dagegen hübsche Waffenröcke vom feinsten französischen Tuch, hohe Stulpstiefel und als Kopfbedeckung meistens ein kokettes mit goldenen Borten umrahmtes Käpi. Dabei durften ein Schlepssäbel sowie ein Paar sechsläufige Pistolen (Revolver) nicht fehlen. Sonst war in der äusserlichen Haltung nicht viel Standesunterschied zu bemerken. Man trank denselben Schnaps, kaute den gleichen Tabak und überbot sich gegenseitig darin, auf die Yankeensation zu fluchen.

Gegen Abend erreichte ich ohne weitere Unfälle die Stadt Memphis. Hier fand sich alles in der grössten Aufregung, indem neue Siegesnachrichten aus Virginien angekommen waren. Der Kriegsgeist war, womöglich, noch stärker als in Nashville. In jeder Strasse florierten Werbebureaux, alle Kaffee- und Bierhäuser wimmelten von Militär. Vor dem Commercial Hotel, wo ich mein Absteigequartier nahm, hatte sich eine grosse Menschenmenge versammelt, die hier gratis ein patriotisches Konzert genoss, da mehrere Damen ihrem Patriotismus dadurch Luft machten, dass sie unter den Fenstern des Hotels neugebackene Konföderationshymnen abtrillerten.

Die Folgen des Krieges waren jedoch schon fühlbar genug. Diese Stadt war früher der Hauptstapelplatz für die Baumwolle von Tennessee und Nord-Alabama: da nun New Orleans blockiert war, stand dieser Handel ganz still. Ebenso war die Verbindung mit dem obern Mississippi und Ohio abgeschnitten. Die wenigen Dampfschiffe standen im Dienst der Regierung und wurden für Truppentransporte usw. ver-

wandt. Manche Magazine und Laden standen leer. Es war mit einem Wort aus der einst blühenden Handelsstadt ein Kriegslager geworden. Ich blieb bloss eine Nacht in der Stadt und schiffte gleich am nächsten Morgen auf einem Flussdampfer nach Baton Rouge. Das Mississippi-tal, dessen einmalige Wichtigkeit für den Welthandel erst im Werden ist, bietet ganz besonders bei niederem Wasserstande, dem Auge nur wenig Geniessbares. Einzig in der Mitte des Stromes sieht man über die beiderseitigen Uferbänke hinweg und gewinnt einen Blick auf die ungeheuren Waldebene, deren Stille an manchen Orten noch nicht durch das rege Menschenleben unterbrochen worden ist. – Die Dörfer und Städte, welche in den letzten Jahrzehnten der ganzen Flusslänge nach gebaut worden sind, werden nur selten sichtbar, da sie gewöhnlich hinter den hohen Flussufern verborgen liegen. Der Mississippi wird an manchen Stellen durch lange, mit magerem Gebüsch bewachsene Sandinseln in verschiedene Arme geteilt, so dass man mit den Augen die ganze Breite des Stromes nicht messen kann.

Nachdem man Vicksburg und Natchez hinter sich hat, wird die Fahrt viel interessanter. Man kommt nun in das viel beschriebene und besungene Land der Plantagen. Hier werden die Ufer niedriger und die Wälder treten mehr vom Flusse zurück; man gewahrt von freundlichen Gärten umgebene Landhäuser, unter Magnolienbäumen versteckte Negerdörfer, und hie und da die langen Kamine der Zuckerpressgebäude.

*

Von Ende Mai bis Ende September 1861 war Mousson in einem Militärhospital in Baton Rouge tätig. Dann kam er als Artillerie-Unteroffizier zu einer Batterie und erlebte im April 1862 seine ersten Kämpfe auf der Seite der Südstaaten.

*

Eines Freitag Abends (das Datum habe ich verloren) kam die Nachricht, dass die Nordarmee den Tennessee-Fluss überschritten habe, und sich bereit zeige, die Offensive zu ergreifen. Noch in der gleichen Nacht wechselten die Vorposten Schüsse. Um zwei Uhr morgens setzten sich unsere verschiedenen Truppenkörper in Bewegung, um ihre Stellungen für den kommenden Tag einzunehmen. Unsere Batterie wurde, unterstützt von zwei Mississippi-Regimentern, in einem von dichtem Wald umschlossenen Kornfeld postiert.

Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang begann der Kampf, dem Schiessen nach zu urteilen im Zentrum, und erreichte die beiden

Flügel erst gegen zehn Uhr. Es wurde Mittag, ehe unsere Batterie zum Feuern kam; da sich so lange kein Feind in unserer Nähe zeigte, waren unsere Tennesseeer und zwei Mississippi-Regimenter in halbmondförmiger Plänkler-Aufstellung gegen den uns umschliessenden Wald vorgerückt. Sie wurden von den unsichtbaren Yankees durch heftige Kleingewehrsalven empfangen. Unser Hauptmann brachte nun die Batterie in Position und bombardierte über die Köpfe unserer Plänkler den im Walde verborgenen Feind, dessen Feuer auch bald merklich schwächer wurde. Wir setzten die für uns harmlose Kanonade eine gute halbe Stunde fort, als plötzlich an unserer Linken eine Bombe über den Bäumen in die Höhe stieg und zischend und pfeifend hinter uns, ohne zu platzen, in den Boden fuhr. Diesem unangenehmen Begrüssen folgten mehrere andere in schneller Reihenfolge; wir waren gezwungen, unsere Stellung zu ändern und unsere Infanterie ihrem Schicksal zu überlassen, da der neue Feind nun alle unsere Kräfte in Anspruch nahm. Jetzt ging das Pfeffern los; wir feuerten mehr mit Schnelligkeit als Präzision. Da eine gänzliche Windstille herrschte, umhüllte uns in kurzer Zeit ein undurchdringlicher Rauch. Unser blindes Feuer wurde durch die Ankunft eines Stabsoffiziers zum Schweigen gebracht, der uns ausser Schussbereich beorderte. Wir zogen rechts gegen den Wald, wo unsere eigenen Truppen Posto gefasst hatten. Die Leute des achtzehnten Louisiana-Freiwilligen-Regiments begrüßten uns mit Hurragebrüll, denn sie hatten unsere erste Feuertaufe mit Wohlgefallen beobachtet.

Welche Fortschritte unterdessen die Schlacht machte, konnten wir natürlich nicht beurteilen, doch schienen in unserer Front die Unionisten verschwunden zu sein, denn von der Seite war auch kein Schuss zu hören.

Es war jetzt ungefähr vier Uhr nachmittags; wir hatten seit dem letzten Abend nichts zu essen gehabt und waren daher sehr froh, als man uns erlaubte, den mitgenommenen Proviant zu verzehren. Wir lagerten uns unter den Bäumen und genossen für längere Zeit eine angenehme Ruhe, manche machten sogar ein Schläfchen.

Wir erhielten hier die Nachricht, dass unsere Armee einen entschiedenen Vorteil errungen hätte, indem das Zentrum der Unionisten bis an den Tennessee-Fluss zurückgedrängt worden wäre, dass dem weiteren Vordringen jedoch durch die feindlichen Kanonenboote ein Ende gemacht worden wäre, unter deren Feuer sich die Unionisten wieder formiert hätten.

Als die Finsternis hereinbrach, waren wir überall Meister der

Schlachtfelder. Der Jubel war gross, wir hatten über dreitausend Gefangene gemacht; manche meinten, dass der Feind in der Nacht über den Tennessee zurückgehen würde.

Wir bezogen unsere alten Kantonnements und biwakierten. Unsere Vorposten hielten das gewonnene Terrain inne.

Gegen drei Uhr morgens wurden wir jedoch unangenehm gestört; es hiess, die Yankees hätten Verstärkung erhalten und rückten wieder vor. In aller Eile formierten wir Schlachtordnung. Von dem Werke dieses Tages kann ich nur wenig erzählen, da wir in zweiter Reserve zu stehen kamen und somit den Angriff des Feindes nicht sehen konnten.

Die Konföderierten wurden überall zurückgeworfen; die erste und zweite Schlachtlinie gerieten in Konfusion und waren nicht mehr zu halten; dazu kam noch die Nachricht, dass General Johnson gefallen wäre.

General Beauregard, sein Nachfolger im Ober-Kommando, stellte sich an die Spitze der Reserven, um seinerseits einen Angriff zu wagen, doch er war zu spät, unser rechter Flügel war bereits in Gefahr, von den Yankees umgangen zu werden. Eine schnelle Retirada erfolgte. Unsere Batterie feuerte den ganzen Tag keinen Schuss und fühlte die erlittene Niederlage um so mehr.

Gegen Abend sammelte Beauregard seine Truppen wieder in der Nähe von Corinth, wo schon früher ausgedehnte Erdwerke errichtet worden waren. In dieser Affäre, welche als Schlacht von Silot oder Pittsburg-Landing bekannt ist, verloren wir über 10 000 Mann; auch der Verlust der Unionisten war bedeutend. Es war dies die erste grössere Feldschlacht dieses Bürgerkrieges, welche im Westen geschlagen wurde. (6./7. April 1862).

General Buol zeigte kein weiteres Gelüste, seinen Sieg zu verfolgen, was hauptsächlich dem schlechten Wetter zuzuschreiben war, welches unerwartet eintrat.

Unsere Lage war jedenfalls nicht zu beneiden. Über eine Woche hatten wir keinen trockenen Fetzen mehr auf dem Leib; mit dem Schlafen waren besonders viele Schwierigkeiten verbunden, wir machten grosse Feuer, um den Loden zu trocknen und legten uns dann so nahe als möglich um die wärmenden Flammen. Morgens erwachte man dennoch in elendem Zustand; in kürzester Zeit war ein Viertel der Leute krank. Die Verpflegung war herzlich schlecht, und von regulären Feldhospitälern keine Rede. Die Kranken und Verwundeten wurden in offenen Wagen nach Crystal Spring oder



Angriff der Conföderierten in der Schlacht von Siloh

Samstag abend, 6. April 1862

Jackson gebracht. Was die armen Kerls auf der Reise leiden mussten, kann keine Feder beschreiben. Es kamen Szenen vor, die selbst das kälteste Herz hätten erweichen müssen; so sah ich zum Beispiel wie zwei junge Kreolen, denen der Tod auf den Gesichtern geschrieben stand, zueinander unter eine Decke krochen, um sich gegenseitig zu wärmen, und wie sie, als der Ambulanzwagen kam, dieselben wegzuführen, in enger Umarmung tot gefunden wurden.

Da unser Kommissariat gänzlich erschöpft war, mussten wir zu allem Elend auch noch Hunger leiden. Unser Speisezettel lässt sich auf folgende Artikel reduzieren: morgens: ein Stück Kornbrot und Wasser; mittags: dito Kornbrot und ein Stück gesalzenes Fleisch; abends: nichts, es sei denn, etwas von Mittag Erspartes, oder von gebranntem Korn fabrizierter Kaffee.

Auch hatten wir strengen Vorpostendienst und alle paar Nächte falschen Alarm. Als wir zehn Tage so vegetiert hatten, traf auf mich wieder einmal die Wache. Ich gehörte mit meinen zehn Mann zur Wachtreserve, da unsere Artilleristen nie auf die äussersten Vedetten gestellt wurden. Eine Partie Unionisten geriet diesen Tag, vermutlich aus Unvorsichtigkeit in unsere Linie; wir gewahrten sie jedoch erst, als sie ganz nahe waren; es entspann sich ein ernsthaftes Scharmützel, ich war eben im Begriff, hinter einem Baum Posten zu fassen, als ich von einer unbekanntem Kraft zu Boden geworfen wurde. Als das Blut mir in die Schuhe lief, erriet ich erst, dass ich verwundet war, glaubte jedoch es sei nichts Erhebliches, da ich immer noch Kraft genug besass, mich in unser Lager zu schleppen. Der herbeigerufene Arzt untersuchte die Wunde ziemlich unsanft, so dass ich, vermutlich des Blutverlusts halber, in eine Ohnmacht fiel, aus welcher ich erst wieder erwachte, als ich mich mit einigen andern Verwundeten in einem Wagen auf dem Wege nach Jackson befand.

*

Ehe ich noch gänzlich kuriert war, schickte man mehrere von uns nach Crystal Spring, ebenfalls ein kleines unbedeutendes Landstädtchen. Hier wurde wenig, oder keine Sorge auf uns verwendet, und war auch das Essen unter aller Kritik. Ich verblieb hier noch ungefähr zwei Wochen, bis ich mich endlich stark genug fühlte, zur Batterie zurückzukehren.

Während meinem Hospitalaufenthalt hatte sich wiederum Wichtiges ereignet. Der Fall von New-Orleans war ein Schlag, von welchem sich die Konföderation nie erholen sollte (26. April 1862). Der

ci-devant Präsidentschaftskandidat und nunmehriger Rebbellengeneral Breckenridge war dazu erkoren, womöglich das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Es wurde ein Angriff auf Baton Rouge beschlossen, welchen Platz General Butler nach der Einnahme von New-Orleans ohne Schwertstreich in Besitz genommen hatte. Beauregard gab zu diesem Zwecke 6000 Mann seiner Armee her; unsere Batterie gehörte auch zu den begünstigten Glückskindern. Auf ihrer Durchreise in Crystal Spring schloss ich mich wiederum derselben an. Wir gingen noch einige Tage ins Lager und exerzierten fleissig, trotzdem die Leute von dem langen Lagerleben sehr mitgenommen waren. Unsere Infanterie, meistens Tennesseeer und Kentuckier, sowie das vierte Louisiana-Freiwilligen-Regiment hatten seit der Schlacht bei Silot keine Ruhe mehr gehabt; sie waren ganz besonders in Beziehung auf Kleidung in miserablen Zustände, doch fehlte es ihnen an militärischem Geist nicht. Der süsse Freiheitsrausch war noch lange nicht verraucht, im Gegenteil, man versprach sich goldene Berge von den kommenden Eroberungen und sprach von der Wiedereinnahme von New-Orleans als etwas ganz Wahrscheinlichem.

Der Zug nach Baton Rouge wurde deshalb unter lautem Jubel unternommen. Am Tag wurde nicht marschiert, wohl aber in den herrlichen Sommernächten. Wie eine lange Schlange wand sich die Armee durch die ungeheuren Fichtenwälder Ostlouisianas. Einige hundert irreguläre Reiter bildeten die Vorhut. Wildere, bärtigere Gesichter gibt's selbst unter den spanischen Räubern nicht. Sie waren aber für das Auge eines Kunstliebhabers eine passende Staffage zu der grossartigen, mit weissem Mondlicht überflorten Landschaft. Hinter diesem Korps marschierten im Veteranenschritt die Infanterieregimenter. Die Feldmusik des vierten Louisiana-Regiments spielte muntere Märsche, oft unterbrochen durch das Geschrei und Gelächter der Soldaten, die, so wissen wir jetzt, unbewusst, wie schuldlose Lämmer zur Schlachtbank geführt wurden. Unsere Artillerie samt gehöriger Bedeckung kam zuletzt; auch hier waltete nur Frohsinn und Übermut. Ich selbst war ganz munter, das herrliche Wetter und die Waldluft hatten mir neues Leben eingebläht; ich dachte so wenig wie die andern an kommende Gefahren. An einem kleinen Fluss, Amite-River genannt, der sich unterhalb Baton Rouge in den Mississippi ergiesst, machten wir einen eintägigen Halt.

Unterdess war das Gerücht unseres Heranrückens nach Baton Rouge gedrungen, wo – so versicherten uns einige Neger – die eben von dort kamen – die nötigen Vorbereitungen zu unserem Empfang

gemacht wurden. Unsere Offiziere wollten jedoch besser unterrichtet sein und versicherten die gläubseligen Soldaten, dass kaum 2 000 Mann und beinahe keine Artillerie zur Verteidigung von Baton Rouge dem General Butler zur Disposition ständen.

Auch sei ein conföderiertes Widderschiff bereit, die Yankee-Kanonenboote anzugreifen, so dass wir also von der Flusseite nichts zu befürchten hätten. Das letztere war insoweit wahr, dass wirklich ein solches im Tazoo-River gebautes Schiff den Mississippi herunter kam, jedoch zehn Meilen oberhalb der Stadt auf einer Sandbank festfuhr und bei den unnützen Versuchen sich loszumachen, seine Maschinerie so beschädigte, dass der Kapitän aus Furcht, das Schiff würde in Yankee-Hände fallen, dasselbe verliess und in Brand steckte.

Ein kurzer Nachtmarsch brachte uns vom Amite-River bis in die Nähe von Baton Rouge. Mit dem grauenden Morgen formierten wir in den Zuckerrohrfeldern, von welchen die Stadt wie ein Garten umrahmt ist, die sehr einfache Schlachtlinie.

Es war des Generals Plan, den Platz im Sturm zu nehmen. Unsere Batterie wurde geteilt, ich kam mit zwei Stücken zur Unterstützung des vierten Louisiana-Regiments.

Die Trommeln schlugen den Wirbel; das Kommando: «Charge Bajonette!» ging von Regiment zu Regiment; «forward!» schrien die Führer, und mit dem Gebrüll wilder Tiere stürmte die kleine Armee gegen das unbefestigt geglaubte Städtchen. Alles ging anfänglich wie gewünscht; die Unsrigen drangen ohne Opposition bis gegen die äussersten Häuser, das vierte Louisiana-Regiment fand auf dem katholischen Friedhof den ersten Widerstand; hinter den Mauern desselben hatten sich Yankee-Scharfschützen festgesetzt, die ein mörderisches Feuer auf uns eröffneten. Sie wurden jedoch durch einen Bajonettangriff zurückgedrängt. Wir brachten die zwei Kanonen inmitten der Gräber in Position und begannen, das Städtchen zu bombardieren. Das Louisiana-Regiment, durch seinen ersten Erfolg ermutigt, stürzte vorwärts; Kolonel Allen, der Kommandant desselben, sprang, die Fahne in der Hand in Front seiner Leute und führte sie an. Das laute Freudengeschrei auf unserer Linken bewies, dass auch dort die Konföderierten einen Vorteil errungen hatten. Ein unerwartetes Ereignis machte jedoch die Linie plötzlich stocken. Wir kamen in den Schussbereich der Kanonenboote, die also nicht, wie vermutet, durch unser Widderschiff engagiert waren. In hohem Bogen kamen die Bomben kreischend und zischend über das Städtchen hergeflogen und platzten dann inmitten unseres Regiments. «Down boys!» – schrie

Oberst Allen, und alles legte sich platt zur Erde. Wie lange wir so gelegen, weiss ich nicht, da jede Minute uns wie eine Stunde erschien. Die plötzlich unter unsern Leuten eingebrochene Stille wurde nur durch das Platzen der Bomben und hie und da durch das Stöhnen Verwundeter unterbrochen; doch auf einmal hörte das Feuer auf und an seiner Stelle vernahmen wir das Hurrarufen der Unionisten, die nun ihrerseits einen Angriff wagten. In weniger Zeit als man's erzählen kann, waren wir wieder auf und in Linie. Der Feind rückte langsam aber entschlossen vor; mit Schrecken gewahrten wir anstatt der vermeinten Zweitausend die tiefen Regimentskolonnen des Feindes. Es ist ein eigentümliches Gefühl, Mann gegen Mann heranrücken zu sehen; man zählt bange die Minuten, welche noch vergehen werden, ehe Freund und Feind aufeinander stossen. Capitain Semmes gab mir Befehl, mit meinen zwei Geschützen auf dem Kirchhof zu verweilen, da es vorauszusehen war, dass die gegenseitigen Regimenter ins Handgemenge geraten würden und das Feuer also den Unsrigen so viel schaden würde, wie dem Feinde. Mit pochendem Herzen erwartete ich das Schauspiel, das nun vor sich gehen sollte. Es war kurz, aber entscheidend. Einer einzigen Gewehrsalve folgte der Bajonettangriff. Es war den Konföderierten nicht möglich, den geregelten Massen der Unionisten zu widerstehen. Der vermeinte Tod des braven Kolonel Allen vom vierten Louisiana-Regiment rief unter seinen Truppen grossen Schrecken hervor. Auch General Clark, welcher den Angriff leitete, fiel schwer verwundet. Capitain Semmes kam wie ein Besessener auf schäumendem Ross auf mich zu geritten und orderte die Geschütze vorwärts. Wir kamen inmitten der links und rechts vorüberfliehenden Creolen in Batterie und spien hart über ihnen weg Kartätschen-Hagel in die Reihen der Unionisten. Dies brachte dieselben zum Stillstand, doch nicht zum Rückzug. Der wütende Semmes sprang mit gezogenem Säbel zwischen die fliehende Infanterie und beschwor sie mit Fluchen und Bitten, ihn zu unterstützen; laut schrie er: wir treiben die damn Jankees jetzt noch zur Hölle! Es gelang auch wirklich einige hundert Mann zum Stehen zu bringen, welche ein Adjutant von General Breckenridge hinter unsern Kanonen in Schlachtkolonnen ordnete.

Nun zogen sich die Unionisten sonderbarer Weise langsamen Schrittes zurück; Semmes, freudetrunken, liess aufprotzen und im kurzen Galopp vorrücken, da er glaubte in der Nähe der katholischen Kirche eine bessere Stellung zu gewinnen. Die paar hundert Mann Infanterie marschierten dicht hinter uns; dem Geschrei und dem

Kommando nach zu urteilen, formierten sich auch die übrigen Regimenter zu einem erneuten Angriff.

Dieser Rückzug der Unionisten war bloss eine Finte, kaum waren wir etwa 300 bis 400 Ellen vorgerückt, so eröffnete eine hinter dichtem Gehölz verborgen gehaltene, leichte Batterie das verderblichste Feuer auf uns, das ich je erlebt habe. Es regnete Kartätschenkugeln, in der gleichen Sekunde fielen sieben Mann und mehrere Pferde. Ein Caisson flog durch irgendeinen Unfall in die Luft und tötete augenblicklich einen Korporal und zwei der Pferdetreiber. Wiederum floh die Infanterie und liess uns im Stich. Nun war keine Menschenmöglichkeit mehr, dem Feinde zu widerstehen. Doch gelang es uns nach übermenschlichen Anstrengungen, mit den Händen die Geschütze aus Schussbereich zu ziehen, da aus unbekanntem Gründen die Yankees mit unserm Abziehen sich zufrieden gaben und uns weiter nicht verfolgten, sonst wären die Kanonen unwiederbringlich verloren gewesen.

In den gleichen Zuckerfeldern, wo wir morgens Schlachtlinie formiert hatten, sammelte Breckenridge seine Leute wieder; doch hatte sich der Jubel in Niedergeschlagenheit verwandelt. Unser Verlust war verhältnismässig ungeheuer, von kaum 6 000 Mann hatten wir über 2 000 Tote sowohl als Verwundete verloren. Noch den gleichen Nachmittag beerdigten wir unter einer weissen Flagge die Gefallenen.

*

Ende 1862 und im Laufe des Jahres 1863 erlebte Mousson zahlreiche ähnliche meist für den Süden erfolglose Gefechte. Da der Nachschub nicht funktionierte, kamen die Truppen in einen üblen Zustand.

*

Ich selbst wäre für einen Murillo eine prächtige Bettlerstudie geworden. Vorerst hatte seit vier Monaten kein Rasiermesser mein Gesicht gesehen, und die wilden, verworrenen Haare hingen mir bis tief über den Nacken herunter. Mit dem Waschen war's auch nicht weit her, da wir keine Seife hatten. Von Kleidern hatte ich folgende Stücke an mir hängen: Das von dem Juden mir geschenkte Wollhemd und eine ehemals blaue, nun aber schmutzig graue, durchsichtige Hose; der Teil, welcher durchs Reiten am meisten strapaziert wird, vermitteltst eines geometrischen Tuchlappens vor gänzlichem Platzen geschützt. Strümpfe hatten wir alle schon lange keine mehr gesehen, meine Schuhe ermangelten des Unterleders, als Kopf-

bedeckung diente mir eigentlich nur das Haar, da mein rotes, einst goldverbrämtes Käppi Schild und Futter verloren hatte und also durchaus keinen Schutz gegen Wind und Regen verlieh.

*

Als Mousson schliesslich noch einen schweren Sumpffieber-Anfall durchmachte, beschlossen er und sein Freund Pudicka aus Bremen endgültig, den lang geplanten Versuch zu unternehmen, aus der Armee der Südstaaten zu fliehen und zu den Truppen des Nordens überzugehen.

*

Nun wurde es mir, trotz den Prahlereien unserer Eisenfresser klar, dass wir uns nicht auf die Länge halten konnten. Schon vor Sonnenaufgang begann der Waffentanz von neuem. General Banks hatte in der Nacht noch mehr Geschütze in Position gebracht, und es müssen wenigstens 70 Feuerschlünde gewesen sein, die nun auf uns ein-donnerten. Die Yankees hatten durch das lange Feuern eine unglaubliche Präzision erhalten; sie demontierten zwei unserer übrig gebliebenen Kanonen, und wir fanden nun hinter unsern Erdwerken nur sehr kümmerlichen Schutz gegen die Bomben, die nun dutzendweis zu unsern Füßen platzten. Diese schreckliche Kanonade dauerte bis gegen Mittag. Die Plänkler des Feindes waren unterdessen bis auf wenige hundert Ellen von unsern Werken vorgerückt; steckte einer von uns aus Neugier den Kopf über den Wall, so war er gewiss, ein Dutzend Minie'-Kugeln um seine Ohren pfeifen zu hören. Unsere Scharfschützen versuchten es zwar, diese unangenehmen Gäste zu vertreiben, doch waren sie zu gut in den Wassergräben versteckt, um molestiert zu werden, sie machten sich sogar über unsere Leute noch lustig und wurden nicht müde zu rufen: Get out of your rathole, you damn Rebell! (Komm aus deinem Rattenloch, verfluchter Rebell!) Gegen Abend machte General Taylor einen letzten verzweifelten Versuch, die Bündischen zurückzutreiben. Die Kavallerie versuchte einen Ausfall, während wir nochmals mit aller Macht zu pfeffern begannen. Doch die feindlichen Dragoner jagten unsere Texaner nach kurzem Gefecht wieder zurück und auch unsere Geschütze wurden wiederum zum Schweigen gebracht.

Wieder machte die Nacht der Schlacht ein Ende, doch war der Feind nun entschieden im Vorteil und lag uns, so zu sagen, auf dem Halse. Seine äussersten Wachtfeuer glimmten auf kurze Schussdistanz vor unsern Augen; wir konnten das Rufen der Posten, ja sogar das

Gelächter der um die Feuer liegenden Unionisten hören. Auch drohte uns, wie wir hörten, von Franklin her der Feind. Es blieb General Taylor also nichts anderes als eine schleunige Retirada übrig; und jetzt meinte Pudicka, ist bald die Zeit gekommen, den Rebellen Valet zu sagen.

Man liess uns ruhig abziehen, obgleich die Unionisten das Rasseln unserer abfahrenden Artillerie und das Getrampel der Pferde hören mussten; vermutlich dachten sie, dass der Lärm die Ankunft einer Verstärkung zu bedeuten habe, sonst hätten sie wahrscheinlich einen Sturm gewagt, der jedenfalls hätte gelingen müssen.

Unsere Artillerie jagte in vollem Galopp gen Franklin, wo alles in heilloser Konfusion sich befand. Das Städtchen war angefüllt mit Transportwagen und fliehender Kavallerie. Offiziere jagten wie besessen herum, um Ordnung herzustellen. General Taylor, der am Fenster eines Hotels Posto gefasst hatte, heulte unserm Oberleutnant zu: Save your pieces, I see you again at Opolousas! (Retten Sie ihre Stücke, wir sehen uns wieder in Opolousas!) Mit Peitsche und Säbel bahnten wir uns einen Weg durch die fliehenden Massen. Als wir an einem Ende des Städtchens herausjagten, zogen auch schon die Bündischen am andern ein und machten, wie ich nachher hörte, 3 000 Gefangene. General Taylor und sein Stab entkamen mit genauer Not, Captain Semmes aber fiel in die Hände der Vereinigten-Staaten-Drögoner.

Wir fuhren bis tief in die Nacht hinein; doch waren wir endlich der erschöpften Pferde halber gezwungen, einen Halt zu machen. Dies war ein günstiger Moment für Pudicka und mich, den langersehnten Fluchtversuch zu machen. Da es stockfinster war, konnten wir leicht unbemerkt davonschleichen. Wir bahnten uns einen mühsamen Weg durch einen beinah' undurchdringlichen Wald und ruhten erst, als wir einige Meilen von der Strasse weg waren. Dann aber legten wir uns unter einen Baum, und schliefen, da wir von den Strapazen der letzten Tage sehr mitgenommen waren, bis die Morgensonne uns zwischen den Bäumen hindurch entgegenlachte. Wir verzehrten als Frühstück mehrere rohe Eier, die ich am Abend vorher von einem Neger gekauft hatte, und machten uns dann, nach kurzer Beratung weiter ins Innere des Waldes, obgleich dies mit manchen Schwierigkeiten verbunden war. Wir mussten oft bis über die Knie durchs Wasser waten, und an manchen Orten machte das bunte Durcheinander der Schlingpflanzen das Weiterfortkommen beinahe unmöglich.

Wir erreichten gegen Mittag eine Stelle, die uns zum Versteck geeignet schien. Es war ein grauser, unheimlicher Ort, der nie von der Sonne beschienen wird; ein tiefer, schleimiger Sumpf, in welchem dicht nebeneinander schwarze, morsche Zypressen stehen, wo niemand haust als die Eule und der Alligator. Diese scheusslichen Tiere kamen oft ganz in unsere Nähe und hoben neugierig ihre schuppigen Köpfe aus dem schmutzigen Wasser.

Hier lagen wir sechzehn lange Stunden versteckt; kein Schlaf kam in unsere Augen, das geringste Geräusch schreckte uns auf, obgleich es kaum möglich war, dass jemand in dieser Wildnis uns suchen würde. Hunger plagte uns für einmal nicht, denn wir hatten an anderes zu denken. Der unverwüstliche Humor meines Kameraden rief unwillkürlich meine Bewunderung hervor; er hatte den Glauben an bessere Zeiten noch nicht verloren und meinte, wenn wir erst wieder einmal unter den bündischen Dragonern wären und zweimal täglich unseren Kaffee hätten, so wär's doch ein Plaisir für all' das erlittene Ungemach, so einem Rebell eine Kugel durch den leeren Wanst zu jagen. Ich musste ihm heimlich beistimmen, denn das «Auge um Auge und Zahn um Zahn» ist eine Moral, die uns alten Soldaten kein Prediger wegdisputieren kann.

Am Morgen des zweiten Tages fing denn doch der Magen an zu knurren; wir rechneten, dass nun die Unionsarmee in der Nähe sein müsse, und verliessen vorsichtig unser kaltes Nest. Nach mehrstündigem Marschieren erreichten wir auf einem freien Waldplatz ein zerfallenes Zuckerhaus, in dessen Nähe Kühe weideten, und also auch Menschen sein mussten. Schon wollten wir wieder von diesem etwas gefährlich aussehenden Platze entfliehen, als ich einen einzelnen Neger wahrte, der neugierig am Rande des Waldes stehen geblieben war. Wir winkten ihm, was er auch gleich verstand und ohne Furcht auf uns zukam. Er schien eine redliche alte Seele zu sein, und was wir vor einem Weissen nicht getan hätten, taten wir nun vor einem verachteten Sklaven. Wir setzten ihm in wenigen Worten unsere Lage auseinander; er versprach, uns zu helfen und uns baldigst etwas zu essen zu bringen. Ich konnte nicht umhin, ihm vor seinem Abgang zu verdeutlichen, dass er eine Kugel durch den Kopf gejagt bekäme, wenn er uns verraten würde. Da aber nahm der Neger andächtig den alten Filz vom Wollkopf und beteuerte seine gute Gesinnung durch die sonderbare Behauptung, dass seine Misstress (Meisterin) ein Teufel sei, der alle Yankees umbringen möchte, er aber für Master Lincoln am lebendigen Leibe sich schinden lassen würde. Nach solch'

energischen Worten zweifelte auch ich nicht mehr an der Wahrheitsliebe des Negers. Seinem Rate zufolge verfügten wir uns auf den oberen Boden des oberwähnten Zuckerhauses und erwarteten mit Ungeduld die Dinge, die da kommen sollten. Unser Helfer in der Not erschien auch richtig nach einer halben Stunde mit Brot und Fleisch, mit welchen zwei Dingen wir ein wahres Königsmahl hielten. Auch erfuhren wir, dass die Unionsarmee stündlich erwartet werde, und dass die Pflanzer bereits alles zum Entfliehen aufgepackt hätten. Wir fanden es jedoch nicht geraten, so schnell unser neues Versteck zu verlassen und schiefen hier also noch eine Nacht. Am Morgen erschien unser Schwarzer wieder mit der frohen Nachricht, dass die blauen Yankees (so genannt wegen der Farbe ihrer Uniformierung) bereits auf seiner Herrin Plantage alle Hühner und Schweine geholt hätten. «Hier Alter ist mein Mantel!», rief der entzückte Pudicka und warf das etwas abgetragene Möbel dem erstaunten Neger ins Gesicht, der noch immer hundert Bücklinge machte, als wir schon in der Richtung nach der Landstrasse forteilten. Wir hatten das Glück, gleich in gute Hände zu geraten; eine Bande Deutscher, einem Illinois-Regiment angehörig, fouragierte auf der nächsten Plantage.

Wir wurden von denselben sehr freundlich aufgenommen und durch einen Unteroffizier nach dem Hauptquartier des bündischen Generals Grover geführt; der General-Adjutant liess sich unsere Geschichte erzählen und befahl seinem Koch uns ein Frühstück zu geben.

Nun hatten unsere Leiden ein Ende; wir waren wieder in den liebenden Armen Uncle Sams und nahmen von der Konföderation, wie von einem wüsten Traume, den man je eher je lieber zu vergessen sich bemüht, Abschied.

*

Es ist beabsichtigt, weitere Auszüge in einem der nächsten Taschenbücher abzudrucken.